

»I always want to know the things one shouldn't do.«

»So as to do them?« asked her aunt.

»So as to choose,« said Isabel.<sup>1</sup>

Henry James' »Portrait of a Lady« (1881) wird in der Regel als ein Roman über die Beschränkungen gelesen, die die Gesellschaft neuen weiblichen Rollenentwürfen auferlegt, vor dem Hintergrund eines Vergleichs zwischen Amerika und Europa. In der Rezeption steht der Roman für jene Phase, in der die ironische Beschreibung der *manners* in eine psychologische Analyse der *morals* übergeht. Während das Verhalten von »Daisy Miller« (1878) noch von aussen beschrieben wird, verlagert sich der Schwerpunkt nun auf das Innenleben seiner Protagonistin. Diese Deutung ist gewiss richtig, doch »Portrait of a Lady« bietet mehr, zumindest aus soziologischer Perspektive. Der Roman lässt sich wie viele andere Werke von Henry James nicht nur psychologisch, sondern auch soziologisch als eine subtile Interaktionsanalyse lesen, die auf die unterschiedlichen Klassen- und Geschlechterordnungen in Amerika und Europa verweist. Anhand der Irritationen, die in den Interaktionen zwischen (vorzugsweise: weiblichen) Amerikanerinnen und (vorzugsweise: männlichen) Europäern auftreten, entwirft Henry James in vielen seiner Romane ein Portrait der unterschiedlichen Gesellschaftsordnungen in den USA und Europa. Die Irritationen indizieren eine Inkongruenz zwischen dem amerikanischen Anspruch auf Gleichheit und den Standes- und Geschlechterbarrieren in Europa, die sich in unterschiedlichen Interaktionsregeln niederschlägt und sich im Alltagskontakt der Figuren in Konflikten, Sprachlosigkeiten und Missverständnissen äussert. »He has been to see us very often – he has been very kind«, antwortet die junge Amerikanerin in »An international episode«

(1878) auf die missbilligende Feststellung der Herzogin, dass ihr Sohn oft bei Bessie zu Besuch gewesen sei. »I dare say you are used to that. I am told there is a great deal of that in America«, antwortet die Herzogin. »A great deal of kindness? the young girl inquired.«<sup>2</sup>

Im Werk von Henry James kreuzen sich eine Reihe Themen, die es für die Soziologie zu einem noch unentdeckten Fundus machen: die Geschlechterordnung im ausgehenden 19. Jahrhundert, das Verhältnis von Interaktion und Gesellschaft und der Vergleich zwischen den USA und Europa und damit zwischen einer Gesellschaft, deren dominierende Semantik die der Gleichheit ist, und einer, die sich im Übergang von einer aristokratisch geprägten zu einer modernen Sozialordnung befindet.

Während Henry James vor allem als ein Erzähler der Geschlechterverhältnisse gilt – oft unter Vernachlässigung seiner Analyse der Schichtungsordnung –, verhält es sich bei Alexis de Tocqueville gerade umgekehrt.<sup>3</sup> Tocqueville wird vorzugsweise auf einen politischen Schriftsteller reduziert, und wenn er als Gesellschaftsanalytiker gelesen wird, dann primär als Schichtungstheoretiker.<sup>4</sup> Bei Tocqueville findet sich aber noch ein weiteres Moment, nämlich seine Beschreibung der veränderten Geschlechter- und Familienordnung in den Vereinigten Staaten. Er hat sich nicht nur dafür interessiert, wie sich »demokratische Verhältnisse« auf die Alltagsinteraktion zwischen Statusungleichen auswirken, sondern ebenso dafür, wie sie den Umgang zwischen Vätern und Söhnen und zwischen Frauen und Männern verändern. Es lohnt sich deshalb, Henry James und Alexis de Tocqueville zusammenzuführen und das Werk des einen im Spiegel des anderen zu lesen.

Den soziologischen Hintergrund dieser Lektüre bilden Niklas Luhmanns Differenzierungstheorie und seine These einer zunehmenden Entkopplung von Interaktion und Gesellschaft.<sup>5</sup> Ausgangspunkt ist die Annahme, dass im Zuge der Durchsetzung funktionaler Differenzierung Schichtung zu einem sekun-

dären gesellschaftlichen Strukturprinzip wird und es gleichzeitig zu einer zunehmenden Verselbständigung von Interaktion und Gesellschaft kommt. In der Interaktion muss immer weniger auf die Rollen und Positionen, die die Teilnehmer sonst noch haben, Rücksicht genommen werden, und umgekehrt können sich gesellschaftliche Strukturbildungsprozesse unabhängig von den teilweise unvorhersehbaren Verläufen interaktiver Prozesse vollziehen. Die Interaktion wird damit autonomer und eigengesetzlicher und distanziert sich von gesellschaftlichen Strukturvorgaben. Die Verselbständigung der Interaktion zeigt sich vor allem darin, dass sie gegenüber gesellschaftlichen Rangunterschieden zunehmend indifferent wird.<sup>6</sup> André Kieserling spricht in diesem Zusammenhang von einer »Destruktifikation der Interaktion«.<sup>7</sup>

In konsolidiert stratifizierten Gesellschaften gab die Interaktion unter Oberschichten – prototypisch der Hof – das Modell ab, das die Gesellschaft als Ganze repräsentierte.<sup>8</sup> Da eine Interaktion zwischen den Schichten selten und weitgehend auf funktionale Kontakte innerhalb des Haushalts beschränkt war, entsprachen den Schichten relativ separierte Interaktionswelten mit jeweils eigenen Verkehrsregeln. Die Mitglieder der Oberschicht gehörten zwar der gleichen Schicht an, waren aber ihrerseits nach Rangunterschieden differenziert, die verbal durch Schmeichelei und selektive Gunstbezeugungen und non-verbal durch entsprechende Körperbewegungen (Kniefall, Handkuss, Verbeugung) zum Ausdruck zu bringen waren oder auch bloss durch ein wortloses Anschauen der Körpervorrichtungen des Herrschers.<sup>9</sup>

Mit der Entfaltung funktionaler Differenzierung kommt es in einer Übergangsphase zu einer widersprüchlichen Koexistenz von stratifikatorischen und funktionalen Prinzipien, der ein Interaktionsmodell entspricht, in dem die Oberschichteninteraktion ihren Repräsentationscharakter und damit auch ihre gesellschaftsstrukturelle Bedeutung verliert. Die repräsentative

Interaktion wandelt sich zur geselligen Interaktion, die ihren Zweck nur noch in sich selbst findet, zunächst in der aristokratischen Oberschicht, später imitiert vom gehobenen Bürgertum: der Salon löst den Hof ab. Obschon der gesellschaftliche Rang nach wie vor über Zulassung entscheidet, wird innerhalb der Interaktion von Rangunterschieden abgesehen.<sup>10</sup> Damit ist ein erster Schritt in Richtung einer Entkopplung von Interaktion und Gesellschaft getan. Die gesellige Interaktion weiss zwar um die Rangdifferenzen der Anwesenden, sie werden jedoch für die Dauer der Konversation unter Beachtungsverbot gestellt. Gestützt wird diese Symmetrisierung der verbalen Kommunikation durch eine Umstellung des Körperverhaltens.<sup>11</sup> Im Salon wird die differenzmarkierende Platzordnung zugunsten einer freien Bewegung der (männlichen) Körper aufgegeben und an die Stelle asymmetrischer Huldigungsgesten treten gegenseitige Referenzbezeugungen: die einseitige Verbeugung wird durch wechselseitiges Abnehmen des Hutes und später durch den Händedruck ersetzt.

Die Indifferenz gegenüber Rangunterschieden ist jedoch insofern begrenzt, als sie sich nur auf Rangunterschiede innerhalb der Oberschicht selbst bezieht. Die gesamtgesellschaftlichen Rangunterschiede sind durchaus noch präsent und regulieren weiterhin die Interaktion unter Ungleichen. Dies ändert sich mit der vollständigen Durchsetzung funktionaler Differenzierung und der sie begleitenden Gleichheitssemantik. Das Modell der geselligen Interaktion wird generalisiert und schliesst nun alle Personen ein. Anstatt, wie im Falle der repräsentativen Interaktion, die gesellschaftliche Hierarchie zur Darstellung zu bringen oder wie bei der geselligen Interaktion ihre Deaktivierung auf eine sozial exklusive Schicht zu beschränken, wird die interaktive Neutralisierung von Statusunterschieden im Verlaufe des 20. Jahrhunderts zu einem Generalprinzip.<sup>12</sup> Positionsunterschiede gibt es zwar weiterhin, aber sie müssen in der Interaktion übersehen und vor allem dürfen sie nicht mehr als

Rangdifferenzen ausgespielt werden. Dies erfordert komplexe Techniken zur Neutralisierung von Differenz – oder ethnomethodologisch gesprochen: ein anspruchsvolles *undoing*. Wer in einer Diskussion dominiert, ergibt sich nicht mehr aus dem gesellschaftlichen Rang und auch nicht mehr aus der Virtuosität, mit der man sich in der Konversation zu präsentieren vermag, sondern aus dem inhaltlichen Beitrag zum Gespräch, und zwar auch dann, wenn die Anwesenden über die Statusdifferenzen Bescheid wissen.<sup>13</sup>

Luhmanns These eines »Verzichts auf Interaktionsregulierung durch Rangverhältnisse« bezieht sich auf soziale Schichtung.<sup>14</sup> Was aber geschieht mit anderen Differenzierungsprinzipien wie etwa Alter und Geschlecht, die in stratifikatorisch differenzierten Gesellschaften zentrale Strukturmerkmale bildeten und in der Form einer familieninternen Hierarchie, die durch den Mann repräsentiert war, untrennbar mit der Ständeordnung verbunden waren? Inwiefern verliert auch das Geschlecht den Zugriff auf Interaktion und wie hängt dies mit der Umstellung auf funktionale Differenzierung und der modernen Gleichheitssemantik zusammen?

In der deutschen Frauenforschung glimmt seit längerem ein Streit um die Frage, welche Bedeutung die Geschlechterdifferenz in modernen Gesellschaften (noch) hat. Bei diesem Streit geht es letztlich um eine Primatskontroverse, die in den 70er noch mit einer »Geschlecht versus Klasse«-Rhetorik aufgeplustert wurde und heute die diffuse Form einer »Geschlecht versus alles andere«-Debatte angenommen hat. Die offensichtliche Unauflösbarkeit dieser Debatte hat nicht nur politische Gründe, sondern ergibt sich auch aus der Wahl unterschiedlicher Referenzebenen. Während die einen nur gesellschaftliche Strukturprinzipien (»Geschlecht als Strukturkategorie«) im Auge haben, sehen die anderen nur Interaktion (»Geschlecht als Interaktionsprodukt«). Und während die einen aus ihrer strukturellen Primatsannahme auf eine Relevanz von Geschlecht auch auf der

Interaktionsebene schliessen, folgern die andern aus der Beobachtung, dass das Geschlecht in Interaktionen nicht immer einen Unterschied macht, dass die Geschlechterdifferenz an Strukturrelevanz verloren hat. Die These einer Entkopplung von Interaktion und Gesellschaft legt eine dritte Lesart nahe.

Diese dritte Lesart geht von der Annahme aus, dass sich im Hinblick auf Geschlecht etwas Ähnliches beobachten lässt, wie es Luhmann für Schichtung behauptet hatte. Im Zuge der Durchsetzung funktionaler Differenzierung kommt es zu zwei einschneidenden Veränderungen. Zum einen werden Positionszuschreibungen nach zugeschriebenen Merkmalen illegitim. Zum andern verlieren die nach wie vor vorhandenen Geschlechterungleichheiten ihren Zugriff auf Interaktion. Die Geschlechtszugehörigkeit wird zwar automatisch registriert – im Unterschied übrigens zur Schichtzugehörigkeit, die sich dem Auge nicht unmittelbar aufdrängt –, aber sie wird unter das Gebot einer *civil inattention* gestellt beziehungsweise »neutralisiert«, wie es heute in der Geschlechtersoziologie heisst. Diese interaktive Indifferenz wird selbstverständlich nicht immer durchgehalten, entscheidend ist jedoch, dass das Pochen auf Geschlechterunterschieden keine Legitimationsbasis mehr hat.<sup>15</sup>

Dies alles geschieht nicht sofort und nicht überall, und deshalb sind frühe Zeichen dieser Entwicklung besonders aufschlussreich. Solche frühen Zeichen lassen sich bei Tocqueville und etwas später bei Henry James entdecken. Der eine ist ein wissenschaftlicher Autor, der andere ein Schriftsteller. Der eine beobachtet und schreibt seinen Beobachtungen Wirklichkeitscharakter zu, der andere interessiert sich nicht für die »wirklichen« Unterschiede, sondern für die Spiegelungen unterschiedlicher Beobachtungsebenen. James beschreibt, was Amerikaner(innen) beobachten, wenn sie gerüstet mit den Beobachtungen der Schriftsteller, die sie gelesen haben, nach Europa kommen, und wie sie auf die Beobachtung ihrer Beobachtun-

gen durch Europäer reagieren. In seinem 1908 geschriebenen Nachwort zu »Portrait of a Lady« vergleicht James ein literarisches Werk mit einem Haus mit vielen Fenstern. An jedem Fenster steht eine Figur ausgestattet mit einem Augenpaar, »which forms for observation a unique instrument, insuring to the person making use of it an impression distinct from each other«. Alle Figuren am Fenster beobachten das Gleiche, aber sie tun es auf verschiedene Weise, und keiner von ihnen weiss, »on what, for the particular pair of eyes, the window may *not* open«. <sup>16</sup>

### **Alexis de Tocqueville: Demokratie, Rang und Geschlecht**

In Amerika begibt sich ein junges Mädchen allein und furchtlos auf eine lange Reise.<sup>17</sup>

Als Alexis de Tocqueville 1830 zum ersten Mal die USA bereiste, beeindruckte ihn nichts so sehr wie »die Gleichheit der gesellschaftlichen Bedingungen«. <sup>18</sup> Während man in Europa die Menschen nach wie vor nach ihrem Stand unterscheidet, nehme man sie in den USA als Gleiche wahr: es zähle allein die Leistung, nicht die Geburt, und Leistung bemesse sich vor allem am Geld, das man verdient. <sup>19</sup> Tocquevilles Einschätzung war allerdings nicht nur positiv. Die Demokratie mache die Menschen zwar formal gleich und führe dazu, dass sie sich als Angehörige des gleichen »Menschengeschlechts« empfinden, gleichzeitig bedrohe sie aber auch die individuelle Freiheit und gefährde den gesellschaftlichen Zusammenhang. <sup>20</sup>

Amerika war für Tocqueville ein Laboratorium, in dem sich beobachten liess, wie die Demokratie die Lebensverhältnisse, die Beziehungen zwischen den Geschlechtern und die Formen des Umgangs miteinander verändert. Insbesondere die grundlegenden Unterschiede zwischen den amerikanischen und europäischen *manners* waren für ihn ein Beleg dafür, wie tiefgreifend der Umbruch war, den er in Amerika beobachtete. Wenn sich zwei Engländer, so Tocqueville, auf den Antipoden begegnen, dann würden sie sich in der Regel aus dem Wege gehen,

und wenn eine Begegnung unvermeidlich sei, dann beschränke sie sich auf den flüchtigen Austausch von Belanglosigkeiten. Der Grund dafür liege darin, dass sich die Interaktion nach wie vor an der gesellschaftlichen Stellung orientiere, aber die Zeichen, die den sozialen Rang indizieren, unklar geworden seien. Man sieht nicht mehr, wen man vor sich hat, aber man müsste es wissen, um Ungleiche nicht als gleich zu behandeln. Amerikaner dagegen, die sich wechselseitig als Gleiche wahrnehmen, gehen mit dieser Situation doppelter Kontingenz anders um. Da Rangcodizes nicht verletzt werden können, sind sie in ihrem Umgang miteinander frei. Wo es keine Vorrechte der Geburt gebe und der Reichtum keinerlei Sonderrechte verleihe, sei die Begegnung zwischen Fremden »natürlich, aufrichtig und offen«. Positionsdifferenzen gebe es zwar auch in Amerika, aber sie spielen in der Interaktion keine Rolle. Die Stellung, die man inne habe, werde weder zur Schau gestellt noch verborgen, im Gegensatz zu den aristokratischen Ländern Europas, in denen gesellschaftliche Rangunterschiede interaktiv gespiegelt werden. Es ist das »gemeinsame Vaterland« und nicht die Zugehörigkeit zum gleichen Stand, das die Amerikaner zusammen bringt: »Es gibt kein Vorurteil, das die Begegnung zwischen ihnen hemmt. Für die Engländer genügt das gleiche Blut nicht; die gleiche Rangstufe muss sie zusammenführen«. <sup>21</sup>

Diese »Destratifizierung der Interaktion« gilt nicht nur für die »Kommunikationen au trottoir«, sondern ebenso für persönliche Dienstverhältnisse. Während Herren und Diener in aristokratischen Ländern unterschiedlichen Sozialkategorien angehören und gewissermassen als Komplettpersonen in Kontakt treten, ist der Diener in Amerika »kein anderer Mensch als der Herr«. <sup>22</sup> Das Über- und Unterordnungsverhältnis bezieht sich nur auf einen kleinen Ausschnitt, der zudem vertraglich geregelt ist. Die Komplementarität des Erwartens ist nicht gesellschaftsstrukturell abgestützt, sondern wird durch den vertraglich geregelten Austausch von Gehalt gegen Dienstbereit-



schaft hervorgebracht, ähnlich wie es Luhmann für Organisationen beschrieben hat. Im Rahmen des Vertrages sind Herr und Diener ungleich, ausserhalb sind sie gleich. Im Vergleich zu Frankreich, das Tocqueville als Kontrastfolie benutzt, ist die Beziehung sachlich und entpersonalisiert.

Diese Indifferenz Rangfragen gegenüber ändert sich allerdings, sobald ein Amerikaner nach Europa reist und dort mit einer Gesellschaft konfrontiert ist, in der »die Rangspuren nicht vollkommen verschwunden sind«. Nicht gewohnt, Rangdifferenzen zu erkennen, und nicht geübt, sie durch subtile Zeichen zum Ausdruck zu bringen, verfällt der Amerikaner im Ausland in einen Zustand der Anomie. Er weiss nicht, »welche Stellung sich in dieser halbzerstörten Hierarchie einzunehmen ziemt«, und er fürchtet, »sich zu hoch zu stellen und vor allem zu niedrig eingeschätzt zu werden«. <sup>23</sup> Verloren in dieser für ihn undurchsichtigen »Gesetzgebung der Höflichkeitsregeln« ist er weder in der Lage, sein Gegenüber sozial einzustufen, noch seine eigene Stellung adäquat zum Ausdruck zu bringen. <sup>24</sup> Ob schon er täglich die »wunderbare Gleichheit« in seinem Land preise, inszeniere er sich selbst als Ausnahme. Aus Angst, »man könne ihn für den einfachen Bürger einer Demokratie halten«, <sup>25</sup> pocht er auf seiner sozialen Stellung und verstösst damit gegen die subtilen Regeln der Rangmarkierung, deren Kenntnis in rangsensiblen Gesellschaften das Grundelement der Interaktionskompetenz bildet.

Das Auseinandertreten von Interaktion und Gesellschaft äussert sich aber nicht nur in einer zunehmenden Destratifizierung der Interaktion, sondern führt auch zu einer »Demokratisierung« der Beziehungen zwischen Eltern und Kindern, Frauen und Männern. Beides hängt zusammen, und beides ist ein Zeichen dafür, dass soziale Ungleichheiten den Interaktionsverlauf nur noch in beschränktem Masse prägen. Strukturelle Grundlage dieser Entwicklung ist die Auflösung einer Gesellschaftsordnung, in der zwei Strukturprinzipien noch eng mit-

einander verbunden waren: die ständische Stratifikation auf der einen und die politisch-rechtliche Repräsentation der Standeszugehörigkeit durch den (verheirateten) Mann auf der anderen Seite, der im Innern der Familie gegenüber seiner Frau und seinen Kindern eine delegierte Obrigkeit funktions besass.

Mit der Durchsetzung des Gleichheitsprinzips verlieren nicht nur Positions-, sondern auch Alters- und Geschlechterdifferenzen an regulativer Kraft für den Interaktionsverlauf. Während in aristokratischen Gesellschaften der Platz in der Familie durch Geschlecht und Alter unverrückbar festgelegt sei und in der Folge zu obrigkeitlichen Verhältnissen auch in der Familie führe, sehe man in den USA »am häuslichen Herd eine Art von Gleichheit«. <sup>26</sup> Die gegenseitige Anerkennung als prinzipiell Gleiche äussere sich in einem Umgang miteinander, der nicht mehr durch Förmlichkeiten und demonstrative Respektbezeugungen gekennzeichnet sei, sondern durch »etwas Freies, Vertrauliches und Zärtliches«. Der Vater übe seinen Einfluss nicht mehr über Befehle aus, sondern über Ratschläge: »Der Herr und Amtsträger sind verschwunden; der Vater bleibt«. <sup>27</sup>

Egalitäre Tendenzen konstatierte Tocqueville auch in der Beziehung zwischen Frauen und Männern, zumindest in der privaten Sphäre. Das Verhalten des amerikanischen Mädchens unterscheide sich grundlegend von jenem der europäischen *jeune fille*, die man in »jungfräulicher Arglosigkeit und Unwissenheit« aufwachsen lasse. Die junge Amerikanerin dagegen ist »selbständig, spricht frei und handelt allein«. <sup>28</sup> Da das amerikanische Mädchen zu einer eigenen Meinung befähigt werde, gerate es nicht in Gefahr, sich durch charmante Konversation verführen zu lassen, sondern wähle ihren zukünftigen Gatten mit Bedacht und Klugheit aus. Ihre Unabhängigkeit gibt sie zwar auf, sobald sie sich verheiratet. Die »Fesseln der Ehe« sind für sie aber keine Falle, in die sie aus »Einfalt und Unwissenheit« hineintappt, sondern sie erträgt »ihren neuen Stand, weil sie ihn gewählt hat«. <sup>29</sup> Die Ehefrau ist ihrem Gatten zwar untergeord-

net, aber »die Gleichheit der gesellschaftlichen Grundlagen hat (...) die Schranken niedergelegt, die den Mann von der Frau trennen«. <sup>30</sup> Weil die Frau selbst entscheiden kann, wen sie heiratet, sind es »die verwandten Neigungen und Vorstellungen, die Mann und Frau zusammenführen«, im Gegensatz zu aristokratischen Ländern, wo Standesunterschiede fast unüberbrückbare Hindernisse aufstellen. <sup>31</sup>

In Amerika, so Tocquevilles Fazit, werden Frauen als gleichwertig angesehen, aber sie sind nicht gleich, denn Natur und Gesellschaft hätten für sie unterschiedliche Aufgabenbereiche vorgesehen. Dort aber, wo sich Männer und Frauen im privaten Alltagskontakt begegnen, würden sie als Gleichberechtigte behandelt. Ähnlich wie die demokratischen Verhältnisse »den Vater und den Sohn, den Diener und den Herrn, und allgemein den Niederen und den Höheren auf die gleiche Stufe zu stellen suchen, (machen) sie die Frau mehr und mehr dem Manne ebenbürtig«. <sup>32</sup>

#### Henry James: International irritations

Henrietta, however, does smell of the Future – it almost knocks one down! <sup>33</sup>

Im Mittelpunkt von James' Romanen und Erzählungen stehen junge Mädchen, in vielen Fällen Amerikanerinnen, die nach Europa kommen, ausgerüstet mit klaren Vorstellungen, was sie dort zu erwarten haben. <sup>34</sup> Henrietta – James' ironisches Portrait der *New Woman* in »Portrait of a Lady« – »was in the van progress and had clear-cut views on most subjects; her cherished desire had long been to come to Europe and write a series of letters to the *Interviewer* from the radical point of view – an enterprise the less difficult as she knew perfectly in advance what her opinions would be«. <sup>35</sup> Die Amerikanerinnen, die nach Europa kommen, sind genauso wie sie Tocqueville beschrieben hat: selbständig, vernünftig, frei im Umgang auch mit dem anderen Geschlecht und ausgestattet mit dem Anspruch, als gleich-

wertig behandelt zu werden. »She is awfully argumentative«, stellt Percy Beaumont in »An international episode« irritiert fest. »American Ladies certainly don't mind contracting you. Upon my word I don't think that I was ever treated so by a woman before.«<sup>36</sup> Der Mann, mit dem sie sich verbinden, ist der Mann ihrer Wahl, und die Möglichkeit, frei zu wählen, führt, genauso wie es Tocqueville beschrieben hat, zu einer Selbstbindung, auch wenn sich die Entscheidung, wie im Falle von Isabel, im nachhinein als falsch herausstellt. »If ever a girl was a free agent she had been. (...) She had looked and considered and chosen. When a woman had made such a mistake, there was only one way to repair it – just immensely (oh, with the highest grandeur!) to accept it.«<sup>37</sup>

Die Interaktionsirritationen, die James beschreibt, ergeben sich aus einem doppelten Konflikt. Zum einen geht es um die Diskrepanz zwischen Gleichheitsanspruch und Standesorientierung, zum anderen um die Inkongruenz zwischen der Forderung nach Gleichwertigkeit und der Geschlechterhierarchie in Europa. Beide Konflikte sind miteinander verbunden und verdichten sich in der Polarisierung zwischen dem (amerikanischen) *natural gentleman* und dem (europäischen) *artificial gentleman*. Der *artificial gentleman* definiert sich ausschliesslich über seinen Stand, der für ihn, wie es Toqueville formulierte, »eine Art kleines Vaterland ist, sichtbarer und teurer als das grosse«.<sup>38</sup> Er ist Gentleman qua Geburt und schreibt sich selbst eine überlegene Stellung zu, auch Frauen gegenüber. In »An international episode« wirft die Amerikanerin Bessie Alden ihrem englischen Verehrer Lord Lambert vor, dass er seine »Position« nur ererbt habe, ohne sie durch eigene Leistungen zu legitimieren: »You ought to fill the place.« »How do you mean, to fill it« asked Lord Lambert. »You ought to be very clever and brilliant, and to know almost everything.« »Shall I tell you something?« he asked. »A fellow in my position does very well, whatever he does.«<sup>39</sup> Der *natural gentleman* ist dagegen

Gentleman qua Leistung und Charakter. Gentleman kann man werden, aber es zu bleiben, erfordert ständige Validierung. Für Isabel ist ein wirklicher Gentleman ein Mann, der im Gegensatz zu Lord Warburton seine Stellung durch Wissen und Können erworben hat und im Unterschied zu ihrem amerikanischen Verehrer Caspar Goodwood die Kunst der Konversation beherrscht. »He showed his appetites and designs too simply and artlessly; when one was alone with him he talked too much about the same subject, and when other people were present he talked too little about anything«.40

Der Dichotomie von *artificial gentleman* und *natural gentleman* entspricht auf der weiblichen Seite die Kontrastierung der europäischen *jeune fille* und der selbständigen jungen Amerikanerin, für die Isabel und in karikiertem Form Henrietta stehen. Die Inkarnation der *jeune fille* ist Pansy, Osmonds Tochter. Sie ist anmutig, artig und folgsam. »Pansy was really a blank page, a pure white surface, successfully kept so«.41 Sie hat weder Abneigungen noch Vorlieben, weder Interessen noch Desinteressen. Sie weiss zu konversieren, ohne etwas zu sagen; ihr Zauber besteht darin, dass sie wie ein blank polierter Spiegel ist. Ihr Vater betrachtet Pansy »as a precious work of art«, und für ihren Verehrer Edward Rosier ist sie »a consummate piece«, »admirably finished« wie eine Figur aus seiner Sammlung von Meissner Porzellan.42

Isabel ist das Gegenteil von Pansy. Sie ist unabhängig, belehrend, neugierig und der Ansicht, dass eine Frau imstande sein müsse, auf eigenen Füßen zu stehen. »Her conversation had much of the ›point‹ observable in that of young ladies in her country, to whom the ear of the world is more directly presented than to their sisters in other lands. Like the mass of American girls Isabel had been encouraged to express herself; her remarks had been attended to; she had been expected to have emotions and opinions«.43 Wissend um die Beschränkungen, denen Frauen in Europa ausgesetzt sind, meldet Isabel trotzdem einen

Anspruch auf Gleichwertigkeit an, zumindest in jenen Bereichen, die ihr zugänglich sind, im privaten Alltagskontakt und der geselligen Konversation. Weit entfernt von der Militanz, mit der sich Henrietta gegen die Standesunterschiede in Europa stellt und im Gegenzug die Gleichheitsideale ihres Landes preist, teilt sie mit dieser doch die Vorstellung, dass sich eine soziale Stellung allein über Leistung – und das heisst für Isabel: über Klugheit, Wissen und die Gabe geistreicher Konversation – legitimieren muss, und nicht »by an accident of birth«, wie es Bessie Alden formuliert.<sup>44</sup> Das ist auch der Grund dafür, weshalb sie den Heiratsantrag von Lord Warburton zurückweist. Er verkörpert für sie einen sozialen Stand und damit eine Gesellschaftsordnung, die ihr fremd ist und ihrem Ideal prinzipieller Gleichheit nicht entspricht. Osmond dagegen, »who has no property, no title, no honours, no houses, nor lands, nor position, or reputation«, bezieht für Isabel seine Attraktivität daraus, dass sein »Charakter« und sein Wissen sein einziger Besitz sind.<sup>45</sup> Erst nach ihrer Heirat erkennt sie, dass Osmond weder ein *artificial gentleman* noch ein *natural gentleman* ist, sondern ein Snob, der sich genau an jenen Standesdifferenzen und Geschlechterasymmetrien orientiert, die sie selbst verachtet. »The real offence, as she ultimately perceived, was her having a mind of her own at all. Her mind was to be his – attached to his own like a small garden-plot to a deer-park«. <sup>46</sup>

Die Irritationen äussern sich aber nicht nur verbal, sondern zeigen sich auch im Körperverhalten und insbesondere in der Art des Blickkontakts. Während die beiden Damen Molyneux, die Schwestern von Lord Warburton, ausdruckslos und unbeweglich auf ihrem Sofa sitzen, und ihre Augen Isabel an Wasserschalen erinnern, die man im Sommer zur Zierde zwischen die Geranien setzt,<sup>47</sup> irritieren die Amerikaner durch die Offenheit ihres Blickes, der soziale Distanzen schrumpfen lässt. Ungeachtet, ob das Gegenüber von höherem oder tieferem Rang ist, dem gleichen oder dem anderen Geschlecht angehört, melden die

Amerikaner – und insbesondere die Amerikanerinnen – durch die Direktheit ihres Blickes einen Anspruch auf Gleichrangigkeit an, den die Europäer als insolent und bei Frauen als besonders ungehörig empfinden. Winterbourne, ein in Genf aufgewachsener Amerikaner, stellt mit einiger Verwirrung fest, dass Daisy Miller nie den Blick senkt, wie es sich für eine junge Frau geziemen würde. »She neither coloured from an awkward consciousness when she looked at him nor when she saw that people were looking at herself«. <sup>48</sup> Aus europäischer Sicht noch irritierender verhält sich Henrietta, die allen Menschen direkt in die Augen schaut, »without impudence or defiance, but as if in conscientious exercise of a *natural right*«. <sup>49</sup> Mit ihrer Art des Blickens verstösst Henrietta gegen die nach Rang und Geschlecht differenzierten Regeln des Augenkontakts in Europa. Frauen in Europa hatten so zu blicken, wie es die Damen Molyneux vorführten, freundlich, ausdruckslos und ohne jegliche Gefühlsregung. Taktvoll zu sein, heisst Rang- und Geschlechterdifferenzen zu respektieren und Distanz aufrechtzuerhalten, im verbalen wie auch im körperlichen Kontakt. »Goodwood looked at her with his stiff insistence, an insistence in which there was such a want of tact; especially when the dull bark beam in his eye rested on her as a physical weight«. <sup>50</sup>

Die Amerikaner in Europa sind Fremde, und sie sind sozial genau so unsicher, wie es Tocqueville beschrieben hat. Ungeübt in der Markierung von Rangdifferenzen, kompensieren sie ihre soziale Unsicherheit durch einen luxurierenden Lebensstil oder eine Überanpassung an europäische Sitten. Adam Verver in »The Golden Bowl« ist ein amerikanischer Millionär, der in Europa Kunstschätze sammelt und den europäischen Aristokraten, mit dem er seine Tochter verheiratet, als Prunkstück seiner Sammlung betrachtet, »a rarity, an object of beauty, an object of price«. <sup>51</sup> Um von den »richtigen« Europäern anerkannt zu werden, übernehmen die eingessenen Amerikaner deren Wertungen und bestrafen die Zugereisten, die Rangdiffe-

renzen weder zu erkennen noch zu markieren wissen, mit Verachtung. Die amerikanischen *expatriates*, die die ungezwungene Art von Daisy Miller missbilligend kommentieren und sie demonstrativ aus ihren Kreisen ausschliessen, tun dies »for the benefit of observant Europeans«. <sup>52</sup> Diese lassen sich allerdings nicht täuschen. Denn hinter der Fassade sehen sie den Fremden, wie europäisiert er sich auch immer gibt. »If we're not good Americans we're certainly poor Europeans«, so die kühle Diagnose von Madame Merle. »We've no natural place here. We're mere parasites, crawling over the surface«. <sup>53</sup>

### **Die Verselbständigung von Interaktion und Gesellschaft: Interaktion als Experimentierfeld**

Tocqueville und James beschreiben Amerika als eine Gesellschaft, in der sich funktionale Differenzierung und die sie begleitende Gleichheitssemantik weitgehend durchgesetzt haben, und kontrastieren sie mit den aristokratisch geprägten Gesellschaften Europas, in denen sich die Oberschicht noch am Modell einer stratifizierten Ordnung orientiert. Henry James' Romane sind von wenigen Ausnahmen abgesehen Romane, in deren Zentrum die »gute Gesellschaft« und deren Interaktionsrituale stehen. Ähnlich wie bei Proust finden sich kaum Hinweise auf die »andere Seite« der guten Gesellschaft und erst recht nicht auf das, was zur gleichen Zeit in den Funktionssystemen geschieht. Die Guermantes des Faubourg Saint-Germain (bei Proust) und die gehobenen Schichten (bei James) reklamieren für sich zwar keine Repräsentationsfunktion mehr, aber doch den Anspruch, *le monde* zu sein und mit den Feinheiten ihrer Interaktion gesellschaftliche Vorbildfunktion zu haben. <sup>54</sup> Ausgeschlossene wie Madame Verdurin, die nichtsdestotrotz auf einen »Aufstieg in die Gesellschaft« hofft, <sup>55</sup> können darauf nur mit anderen Formen der Distinktion reagieren und in ihren Salons soziale Herkunft durch intellektuelle Fein-



sinnigkeit ersetzen, wie weit davon entfernt ihre »Getreuen« auch immer sind.

Während im Aussenkontakt Rangdifferenzen weiterhin markiert werden, werden sie im Innern unter Beachtungsverbot gestellt. Gleichzeitig wird die Geschlechterdifferenz symbolisch aufgeladen und zunehmend interaktiv markiert. Das männliche Verhalten Frauen gegenüber bedient sich dabei aus dem Repertoire, mit dem früher soziale Unterlegenheit indiziert wurde, während sich das Körperverhalten der Frauen an den Gesten orientiert, die ursprünglich den Machträgern vorbehalten waren: Männer stehen, Frauen sitzen, Männer stellen die Füße parallel, Frauen schieben in höfischer Manier das Spielbein nach vorne, Männer verbeugen sich und küssen der Dame die Hand, Frauen neigen als Antwort leicht den Kopf.<sup>56</sup> Dies alles ist neu und verweist darauf, dass die Inszenierung von Rangdifferenzen an Bedeutung verliert, während im Gegensatz dazu die Geschlechterdifferenz akzentuiert und in ein hierarchisches Verhältnis gebracht wird. In Europa überhäufte der Mann die Frau »mit Schmeicheleien«, schreibt Tocqueville. Daran erkenne man, dass er sie nicht »als Gleichgestellte betrachtet«.<sup>57</sup>

In Amerika dagegen, das keine aristokratische Vergangenheit kennt, wird diese Phase gewissermassen übersprungen. Die Durchsetzung der Gleichheitssemantik äussert sich nicht nur in einer interaktiven Nivellierung von Statusdifferenzen, sondern auch in einem symmetrischen Umgang zwischen den Geschlechtern und dem Anspruch der Frauen auf gleichberechtigte Teilnahme am Gespräch. Obschon Frauen aus praktisch allen Funktionssystemen ausgeschlossen sind – kein Wahlrecht haben, nur zögerlich Zugang zu Universitäten gewinnen und in den meisten Berufen nicht zugelassen sind –, schlägt die gesellschaftliche Ungleichheit zwischen Männern und Frauen nicht mehr unmittelbar auf die privaten Interaktionsbeziehungen durch. Im privaten Kontakt zwischen den Geschlechtern zeich-

net sich mit anderen Worten eine ähnliche Entwicklung ab, wie sie in Hinblick auf Rangdifferenzen allgemein zu beobachten ist. Mit der Entkopplung von Interaktion und Gesellschaft verlieren nicht nur Rang-, sondern auch Geschlechterdifferenzen ihre normierende Bedeutung für den Interaktionsverlauf. Die Interaktion in Familie und Geselligkeit macht sich frei von externen Strukturvorgaben und schafft damit einen Raum, in dem Geschlechtunterschiede zwar wahrgenommen, aber nicht mehr in ungleiche Rederechte übersetzt werden.

Die These einer Symmetrisierung der Geschlechterbeziehungen steht in einem gewissen Gegensatz zum vorherrschenden Meinungsbild in der Geschlechterforschung, für die das 19. Jahrhundert gerade umgekehrt jene Zeit ist, in der sich die Geschlechterpolarisierung massiv verstärkte und in gewissem Grade erst wirklich zur Entfaltung kam, abgestützt durch ein Begründungssystem, das mit dem Anspruch auf Wissenschaftlichkeit auftrat.<sup>58</sup> Diese Entwicklung soll nicht bestritten werden. Es lohnt sich jedoch, den Inkonsistenzen und Ungleichzeitigkeiten stärker Rechnung zu tragen. Anstatt von der ungleichheitstheoretisch inspirierten These auszugehen, dass sich mit dem Übergang zur Moderne nicht nur die Klassengesellschaft entfaltete, sondern auch die Geschlechterungleichheit verstärkte, lässt sich differenzierungstheoretisch argumentieren, dass Stratifikation zugunsten funktionaler Differenzierung zurückgedrängt wurde und damit die »Polarisierung der Geschlechter« ihren gesellschaftsstrukturellen Halt verlor. Die Vehemenz, mit der der Ausschluss der Frauen aus praktisch allen Leistungs- und Publikumsrollen begründet und betrieben wurde, könnte ihren Grund auch darin haben, dass eine Zuschreibung nach Geschlecht zunehmend problematisch wurde.<sup>59</sup>

Wie die Texte von Tocqueville und James zeigen, kommt diese Entwicklung zunächst in der Privatsphäre zum Tragen, die sich als Gegenwelt zu den Funktionssystemen etabliert. In Familie und Geselligkeit wird gewissermaßen erprobt, was

später die Basis für gleichstellungspolitische Forderungen bildet.<sup>60</sup> Die gesellige Interaktion fungiert gewissermassen als Experimentierfeld, in dem egalitäre Formen des Umgangs zwischen den Geschlechtern versuchsweise getestet werden können. Dieses probeweise Austesten ist aber nur deshalb möglich, weil sich Gesellschaft und Interaktion schon weitgehend selbstständig haben. Was in der privaten Interaktion geschieht, bleibt (zunächst) gesellschaftlich folgenlos, und gerade deswegen eignet sie sich als Spielmaterial für soziale Experimente, die später aufgegriffen und für dauerhafte Strukturbildungen genutzt werden können.<sup>61</sup>

Damit Interaktion als soziales Labor fungieren kann, muss jenseits der Funktionssysteme ein Bereich ausdifferenziert werden, in dem jene Interaktionsregeln zur Perfektion gebracht sind, die Erving Goffman beschrieben hat: Takt, Benehmen, Vermeidung von konfliktiven Themen, Bagatellisierung von interaktiven Entgleisungen und gegenseitige Bezeugung von Würde und Gleichheit.<sup>62</sup> Die Ausdifferenzierung einer Sphäre, in der konfliktfreie Formen der Interaktion kultiviert werden, ist umso dringlicher, als sich mit der Durchsetzung funktionaler Perspektiven die Beobachtungsperspektiven multiplizieren und damit auch die Möglichkeit von Konflikt und Abbruch der Kommunikation. Um den Privatbereich davor zu schützen, werden Konflikte in die Funktionssysteme ausgelagert und dort nach je spezifischen Verfahren behandelt, in der Wissenschaft in Form von wissenschaftlichen Kontroversen, im Rechtssystem in Form von Schlichtungs- und Gerichtsverfahren.<sup>63</sup> Geselligkeit und Familie können auf diese Weise als Gegenwelt inszeniert werden – als Sphäre »idealisierter Sozialität«. <sup>64</sup> Dies setzt jedoch voraus, dass sich auch die Interaktion zwischen den Geschlechtern symmetrisiert und sich auf wechselseitige Anerkennung stützt. Dass diese Egalisierung der geschlechtsspezifischen Interaktion zuerst in den USA zu beobachten ist, zeigen Tocquevilles Beobachtungen und James'

Portrait der jungen Amerikanerinnen, die mit dem Anspruch auf Gleichwertigkeit zumindest in interaktiven Dingen nach Europa kommen und dort für Irritationen sorgen.

1 Henry James, *Portrait of a Lady*, Bd. I, *The Novels and Tales of Henry James*. New York Edition, Vol. III, New York 1936, S. 93.

2 Henry James, »An international episode«, in: *The Novels and Tales of Henry James*. New York Edition, Vol. XIV, New York 1936, S. 273–390, S. 384.

3 Alexis de Tocqueville, *Über die Demokratie in Amerika*, Stuttgart 1959. Die beiden Bände sind ursprünglich 1835 und 1840 erschienen.

4 So etwa von André Kieserling, dessen Arbeit mich zu diesem Aufsatz inspiriert hat. Vgl. André Kieserling, »Schichtung ohne Interaktionsbezug. Eine moderne Sozialstruktur und ihre semantischen Korrelate«, in: Dirk Tänzler, Hubert Knoblauch u. Hans-Georg Soeffner (Hg.), *Neue Perspektiven der Wissenssoziologie*, Konstanz 2006, S. 173–208.

5 Niklas Luhmann, *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Frankfurt am Main 1997, Kap. 4; Niklas Luhmann, *Soziale Systeme*, Frankfurt am Main 1984, Kap. 10.

6 Niklas Luhmann, »Zum Begriff der sozialen Klasse«, in: ders. (Hg.), *Soziale Differenzierung. Zur Geschichte einer Idee*, Opladen 1985, S. 119–162.

7 Kieserling, *Schichtung*, wie Anm. 4.

8 Niklas Luhmann, »Interaktion in Oberschichten: Zur Transformation ihrer Semantik im 17. und 18. Jahrhundert«, in: ders., *Gesellschaftsstruktur und Semantik*, Bd. 1, Frankfurt am Main 1980, S. 72–161.

9 Vgl. dazu anschaulich Chateaubriands Beschreibung seiner Anwesenheit beim *Lever* von Louis XVI. Der durch die Höflinge beobachtete Blickwechsel – oder wie Goffman sagen würde: die Situation wechselseitiger Wahrnehmung – reichte aus, um Chateaubriands Karriere zu befördern. Obschon er sich entschlossen habe, beim Stiefelausziehen des Königs, »einem Augenblick des Triumphs und der Gunst«, nicht dabei zu sein, habe ihn die Vorstellung bei Hofe zu einer »gesellschaftlichen Persönlichkeit« werden lassen. François-René de Chateaubriand, *Erinnerungen von jenseits des Grabes*, München 1994, S. 105ff.

10 Soziale Homogenisierung wird vornehmlich über die soziale Segregation der Konversationszirkel hergestellt mit dem Effekt, dass sich die Rangdifferenzen in den Prestigedifferenzen der Salons widerspiegeln. Man lese dazu nur Marcel Prousts Beschreibungen der Salons von Madame Verdurin und der Herzogin von Guermantes.

11 Vgl. zu diesem Wandel ausführlich Dmitri Zakharine, *Von Angesicht zu Angesicht. Der Wandel direkter Kommunikation in der ost- und westeuropäischen Neuzeit*, Konstanz 2005.

12 Der subtilste Beobachter dieser destratifzierten Interaktionsordnung ist bekanntlich Erving Goffman, der mit seiner Analyse der Rituale der Ehrerbietung und des Benehmens die interaktiven Mikrotechniken beschrieben hat,

über die sich Individuen gegenseitig Gleichheit bezeugen. Vgl. etwa Erving Goffman, »Über Ehrerbietung und Benehmen«, in: ders., Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation, Frankfurt am Main 1986, S. 54–105.

13 Vgl. dazu ausführlich Kieserling, Schichtung, wie Anm. 4.

14 Luhmann, Soziale Klasse, wie Anm. 6, S. 132.

15 Vgl. Bettina Heintz, Martina Merz u. Christina Schumacher, »Die Macht des Offensichtlichen. Bedingungen geschlechtlicher Personalisierung in der Wissenschaft«, in: Zeitschrift für Soziologie, 36 (4), 2007, im Druck.

16 James, Portrait, wie Anm. 1, Bd. I, S. xi.

17 Tocqueville, Demokratie, Bd. II, wie Anm. 3, S. 232.

18 Tocqueville, Demokratie, Bd. I, wie Anm. 3, S. 5.

19 Tocqueville, Demokratie, Bd. II, wie Anm. 3, S. 247.

20 Mit seiner Verknüpfung von Demokratie und der Identifikation mit der Menschheit als ganzer, die sich in einem »allgemeinen Mitgefühl für alle Angehörigen des Menschengeschlechts« äussere (Bd. II, S. 184), nimmt Tocqueville eine Idee vorweg, die George Herbert Mead in seinen proto-weltgesellschaftlichen Überlegungen zur Entwicklung einer »Universalgesellschaft« weiter ausgearbeitet hat. Vgl. George Herbert Mead, Geist, Identität und Gesellschaft, Frankfurt am Main 1968, S. 328ff.

21 Tocqueville, Demokratie, Bd. II, wie Anm. 3, S. 187.

22 Ebd., S. 199.

23 Ebd., S. 191.

24 Ebd., S. 199.

25 Ebd., S. 192.

26 Ebd., S. 213.

27 Ebd., S. 214.

28 Ebd., S. 217.

29 Ebd., S. 221.

30 Ebd., S. 224.

31 Ebd., S. 225.

32 Ebd., S. 230.

33 James, Portrait, wie Anm. 1, Bd. I, S. 131.

34 So etwa »The Wings of Dove« (1902) »The Golden Bowl« (1904), »Daisy Miller« (1878) und natürlich »Portrait of a Lady« (1881).

35 James, Portrait, wie Anm. 1, Bd. I, S. 70.

36 James, International episode, wie Anm. 2, S. 327.

37 James, Portrait, wie Anm. 1, Bd. II, S. 160f.

38 Tocqueville, Demokratie, Bd. II, wie Anm. 3, S. 239.

39 James, International episode, wie Anm. 2, S. 363f.

40 James, Portrait, wie Anm. 1, Bd. I, S. 165.

41 James, Portrait, wie Anm. 1, Bd. II, S. 226.

42 Ebd., S. 349 u. 90.

43 James, Portrait, wie Anm. 1, Bd. I, S. 74.

- 44 James, International episode, wie Anm. 2, S. 325.
- 45 James, Portrait, wie Anm. 1, Bd. II, S. 74.
- 46 Ebd., S. 200.
- 47 James, Portrait, wie Anm. 1, Bd. I, S. 104.
- 48 Henry James, »Daisy Miller«, in: The Novels and Tales of Henry James, New York Edition, Vol. XVIII, New York 1937, S. 40.
- 49 James, Portrait, wie Anm. 1, Bd. I, S. 116.
- 50 James, Portrait, wie Anm. 1, Bd. II, S. 244.
- 51 Henry James, »The Golden Bowl«, Bd. I, in: The Novels and Tales of Henry James. New York Edition, Vol. XXII und XXIII, New York 1937, S. 12.
- 52 Henry James, Daisy Miller, wie Anm. 48, S. 80.
- 53 James, Portrait, wie Anm. 1, Bd. II, S. 280.
- 54 Vgl. dazu Luhmann, Interaktion, wie Anm. 8, S. 153ff.
- 55 Marcel Proust, Auf der Suche nach der verlorenen Zeit, Bd. 4: Sodom und Gomorrha, Frankfurt am Main 1999, S. 397.
- 56 Die Akzentuierung der Geschlechterdifferenz und die geschlechtsspezifische Umdeutung ehemals rangmarkierender Gesten sind neu. Im höfischen Zeremoniell hatten Frauen in ihren Ehrerbietungsbezeugungen einem ähnlichen Skript zu folgen wie Männer. Der Rang wurde betont, nicht das Geschlecht. Vgl. Zakharine, Angesicht, wie Anm. 11, u. a. S. 158ff.
- 57 Tocqueville, Demokratie, wie Anm. 3, Bd. 2, S. 232.
- 58 Vgl. Claudia Honegger, Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib, Frankfurt am Main 1991.
- 59 Vgl. zu dieser Argumentation Christina Weinbach u. Rudolf Stichweh, »Die Geschlechterdifferenz in der funktional differenzierten Gesellschaft«, in: Bettina Heintz (Hg.), Geschlechtersoziologie. Sonderband 41 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Wiesbaden 2001, S. 30–52.
- 60 Die Geschlechtergeschichte spricht in diesem Zusammenhang von einem *domestic feminism* und meint damit gleichstellungspolitische Forderungen, die über die Doktrin der Gleichwertigkeit – und nicht über das menschenrechtliche Prinzip der Gleichheit – begründet wurden.
- 61 Zur Interaktion als »Spielmaterial« für gesellschaftliche Evolution vgl. Luhmann, Soziale Systeme, wie Anm. 5, S. 575ff.
- 62 Vgl. etwa Erving Goffman, »Der bestätigende Austausch«, in: ders., Das Individuum im öffentlichen Austausch, Frankfurt am Main 1982, S. 138–154.
- 63 Vgl. zu dieser Verlagerung Niklas Luhmann, »Kommunikation über Recht in Interaktionssystemen«, in: ders., Ausdifferenzierung des Rechts, Frankfurt am Main 1999, S. 53–72.
- 64 Luhmann, Interaktion, wie Anm. 8, S. 146.